

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1911-1912)

Artikel: Die Bantu-Neger und ihre Kultrufähigkeit
Autor: Büchler, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748874>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE BANTU-NEGER UND IHRE KULTURFÄHIGKEIT

Aus der soeben bei Rascher & Co. in Zürich und Leipzig erschienenen Schrift von Dr. jur. Max Büchler: „Der Kongostaat Leopolds II. Erster Teil; Schilderung seiner Entstehung und seiner wirtschaftlichen Verhältnisse.“

*

Nicht nur in Zentralafrika, sondern auch in Nordafrika und in den Vereinigten Staaten bin ich mit Vertretern der schwarzen Rasse in Verbindung gekommen; ich habe während und nach dieser Zeit Dutzende von Abhandlungen über die Neger gelesen und bin nun doch nicht imstande, irgend ein abgeschlossenes Urteil über unsere „schwarzen Brüder“ abzugeben. Es kann sich mithin bei den folgenden Ausführungen nur um eine feuilletonistische Skizze handeln. Dabei werde ich zunächst auf einige neuere Ergebnisse der innerafrikanischen Sprachforschung hinweisen und alsdann, gestützt auf eigene Beobachtungen und solche von Forschungsreisenden und Missionaren, auf einige psychische und physische Besonderheiten der Neger zu sprechen kommen.

Mit Ausnahme der nur ganz vereinzelt auftretenden und deshalb wirtschaftlich nicht in Betracht fallenden Zwergnomaden, die als Reste einer Urrasse angesehen werden, gehört die eingeborene Bevölkerung von ganz Mittelafrica zu den Bantu-Negern. Die A-bantu- oder Bantuvölkerfamilie herrscht nicht nur im Kongo-becken, sondern in der ganzen südlichen Hälfte Afrikas bei weitem vor. Der Name Bantu hat vor dem Trivialnamen „Kaffern“ und anderen Benennungen, die keinen allgemeinen Anklang gefunden haben, den Vorzug, von den Eingeborenen selbst angewendet zu werden. Das Wort bedeutet allerdings nur „Leute, Menschen“, aber solche von ihrer eigenen Natur; die weißen Menschen werden anders genannt.

Bezeichnung und Begriff der Bantusprachen ist Mitte der Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts durch den deutschen Philologen W. H. J. Bleek (1827 bis 1875) aufgestellt worden, welcher lange Jahre an der von George Grey der Kapkolonie geschenkten Bibliothek in Kapstadt wirkte. Am eingehendsten berichtet über die Bantusprachen der englische Orientalist Robert N. Cust in

seinem zweibändigen Werk: „Modern languages of Africa“ (1883), wo bereits 168 Bantusprachen mit 55 Dialekten nachgewiesen werden.

In seinem „Grundriss der Sprachwissenschaft“ führt Friedrich Müller¹⁾ aus, dass, gleich wie unter den indogermanischen Sprachen das Sanskrit und unter den semitischen Sprachen das Arabische die Sprachformen in ihrer Altertümlichkeit und Fülle am treuesten bewahrten, unter den Bantusprachen das Kāfir mit seinen nächsten Verwandten den Zustand der Ursprache am vollständigsten widerspiegeln dürfte. Die hier angeführten Beispiele sind denn auch — wo nichts anderes bemerkt ist — der Sprache der Kaffern entnommen.

Die Bantusprachen sind in erster Linie ausgeprägte Präfixsprachen. Da, wo sich diese Präfixe in Vollständigkeit erhalten haben, finden wir deren sechzehn, vielleicht achtzehn, von denen die meisten entweder nur eine Mehrheit oder nur eine Einheit anzeigen. So bedeutet in der Wagandasprache zum Beispiel *lungi* gut und *muntu mulungi* ein guter Mann, *bantu balungi* gute Männer, *muti mulungi* ein guter Baum, *miti milungi* gute Bäume, *ngumba nungi* ein gutes Haus oder gute Häuser, *kintu kilungi* ein gutes Ding, *bintu bilungi* gute Dinge, *lusogi lulungi* ein guter Hügel, *nsogi nungi* gute Hügel, *toki dungu* eine gute Banane, *matoki malungi* gute Bananen, *wantu walungi* ein guter Platz oder gute Plätze²⁾. Nur zwei von diesen Vorsatzsilben unterscheiden unzweideutig natürliche Unterschiede, nämlich *mu* und *ba*, beide werden für Personen, die eine für die Einheit, die andere für die Mehrheit gesetzt, und vielleicht bedeutete ehemals *mu* Person und *ba* Leute³⁾.

Für die Unterschiede innerhalb der Bantusprachen scheint allgemein zu gelten, was Max Buchner von den ihm zu Gehör gekommenen Sprachen in Angola und dem Lundareiche sagt:

Ob diese Mundarten als eigene Sprachen oder bloß als Dialekte ein und derselben Sprache aufzufassen sind, ist unwichtig und hängt von der schwankenden Definition jener beiden Begriffe ab. Soll ein

¹⁾ Band I; Abteilung II: Die Sprachen der wollhaarigen Rassen. Wien 1877. Seite 238 bis 262.

²⁾ Vgl. Friedrich Ratzel, Völkerkunde Band I (1887), Seite 232.

³⁾ Vgl. W. H. Bleek, Comparative Grammar of South African Languages. London 1869. Seite 95.

Vergleich mit europäischen Unterschieden gewagt werden, so möchte ich behaupten, dass die beiden mir etwas genauer bekannten Extreme, Angola und Lunda, sich nicht mehr voneinander unterscheiden, als Holländisch und Hochdeutsch. Kioko, Shinsh und wahrscheinlich auch Minungo sind fast identisch. Zwischen Angola, Bondo und Songo, sowie zwischen Bangala, Bondo und Sondo, bestehen an den Grenzen allseits Übergänge, weil diese Stämme sich schon seit langem nachbarlich berühren. Kioko und Lunda sind scharf voneinander geschieden, obgleich die Dörfer der beiden Stämme bunt durcheinander liegen. Hier spricht man Lunda, dort, vielleicht nur ein Kilometer entfernt, Kioko. Die Kioko, als fremde Eindringlinge aus dem Süden, wohnen eben erst wenige Jahre auf Lundaboden.

Über all diese zahlreichen kleinen Sonderzweige, deren Mannigfaltigkeit in ihrer Art nicht minder bezeichnend ist, bleibt — nach den Worten des selben Forschers — eine „überraschende Ähnlichkeit“ das viel tiefer gehende Merkmal. Und dieses Merkmal wird auch durch große Kulturunterschiede und räumliche Entfernungen nicht aufgehoben. Die Damara oder Herero sind arme Viehzüchter in Südwestafrika, die Banabya behäbige Ackerbauer im Zentralgebiete des Sambesi und die Makalaka endlich ein Mittelding von Hirten und Ackerbauern.

Zur Charakterisierung der Bantusprachen lassen wir hier noch einige Bemerkungen über bestimmte Teile derselben folgen, die besonders wichtig oder eigentümlich sind. Das Zahlensystem verhält sich ganz ähnlich wie bei uns. Die höchste Zahleneinheit ist hundert. Darüber hinaus wird gewöhnlich mit fremden Zahlwörtern gerechnet, am oberen Nil mit arabischen, in Südwestafrika mit portugiesischen (*mil* zu *miri* umgewandelt). Verschiedene Andeutungen sprechen dafür, dass ursprünglich nur bis fünf gezählt und dann gleichsam eine neue Reihe begonnen wurde. Zwanzig, dreißig usw. heißt zwei-zehne, drei-zehne. Von zehn, zwanzig usw. an zählt man weiter: zehn und eins, zwei-zehne und eins usw. Zehn hat den Wert eines Substantivums, indem diese Zahl nicht bloß einen Plural besitzt, sondern auch als Kollektiveinheit, etwa wie unser Dutzend, auftreten kann, zum Beispiel *dikuini sia hombo*, eine Zehnheit Ziegen, zehn Ziegen, wobei die Teilbegriffe im Singulare bleiben.

Geschmacksempfindungen, wie süß, sauer, bitter, müssen durch ein und dasselbe Adjektiv, welches etwa „würzig“ bedeutet, umschrieben werden, und es heißt dann würzig wie Zuckerrohr,

würzig wie Salz und anderes mehr. Ebenso ist es mit den Farben, für die bloß drei eigene Ausdrücke existieren, nämlich schwarz, das zugleich auch blau; weiß, das zugleich auch gelb, überhaupt hell glänzend ausdrückt, und rot. Daraus geht aber keineswegs hervor, dass die Neger für verschiedene Farben minder empfänglich wären als wir. — Abgesehen von der Unterscheidung der Einzahl und der Mehrzahl gibt es keine eigentliche Deklination, wenn man nicht die allgemeine Abhängigkeitspartikel *a*, welche vorzugsweise unserer Genetivform entspricht und am besten mit „von“ wiedergegeben ist, als Andeutung einer solchen betrachten will.

Die große Übereinstimmung der Bantusprachen lässt darauf schließen, dass diese Völker vor verhältnismäßig noch nicht allzu langer Zeit näher als jetzt beieinander gewohnt haben. Ihr Verbreitungszentrum ist eher im Osten als im Westen, am wahrscheinlichsten in der Seenregion und deren Umgebung zu suchen. An der Wasserscheide zwischen dem Kongo und dem Shari treffen wir bereits auf Sudanneger, während der Nordosten zum Bereiche der Niam-Niam und Mangbatugruppe, also der nordostafrikanischen Mischvölker, gehört.

Die Herkunft der Bantusprachen ist zweifellos eines der interessantesten Probleme der afrikanischen Forschung. So viel kann man wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, dass sich diese Sprachen vor verhältnismäßig kurzer Zeit gebildet und über Afrika verbreitet haben, denn es ist eine bekannte Erscheinung, dass die nicht durch Schrift fixierten Sprachen sich leicht verändern. Wäre also eine sehr lange Zeit seit der Entstehung der Bantusprache verstrichen, so hätte sie sich voraussichtlich in viele von einander sehr verschiedene Sprachen umgewandelt. Bei den Sudannegern besitzen die verschiedenen Stämme tatsächlich sehr verschiedene Sprachen und man ist daher geneigt, diese für älter zu halten als die Bantuidiome.

Die große Zahl der Bantudialekte ist natürlich für die in diesen Gebieten als Missionare, Beamte oder Kaufleute tätigen Weißen äußerst unangenehm und hinderlich. Würden wir Weißen über das durchschnittliche Gedächtnis und Sprachtalent der Schwarzen verfügen, so wäre die Sache nicht halb so schlimm; ich habe persönlich festgestellt, dass fast alle Neger, die beruflich veranlasst sind, von einer Gegend in die andere zu ziehen, in

unglaublich kurzer Zeit sich jeweils die Kenntnis der in Betracht kommenden Dialekte aneignen. Es betrifft dies namentlich Handwerker, Dienstboten und Soldaten.

Demgegenüber habe ich auch wieder Gelegenheit gehabt, zu sehen, dass gerade Vertreter unserer gebildeten Kreise: Mediziner, Juristen, Ingenieure, Offiziere, es nach mehr als einjährigem Aufenthalt nicht zustande brachten, sich im Dialekt ihrer afrikanischen Residenz anders als in der allerprimitivsten Weise auszudrücken. So haben sich schließlich Weiße und Schwarze wohl oder übel dahin geeinigt, sogenannte Verkehrssprachen (*langues commerciales*) zu schaffen, die von französischen, portugiesischen und englischen „Fremdwörtern“ wimmeln und bei denen von grammatikalischer Korrektheit natürlich keine Rede mehr ist. Die bekannteste und wichtigste dieser kongolesischen Verkehrssprachen ist der Bangala- oder Lingaladialekt, der auch als „Bulamatasprache“ bezeichnet zu werden pflegt und dessen Geltungsgebiet vom Stanley Pool bis nach Stanleyville hinaufreicht.

Es war naheliegend, anzunehmen, dass der sprachlichen Besonderheit der Bantuvölker auch physische Unterschiede von den übrigen Negern entsprechen. Schon Theodor Waitz hat aber in seiner Schrift „Die Negervölker und ihre Verwandten ethnographisch und kulturhistorisch dargestellt“ (Leipzig 1860, S. 375) darauf aufmerksam gemacht, dass anthropologisch die echten, ungemischten Neger Guineas und des Sudans mit den Bantu untrennbar zusammenhängen.

Aber auch ethnologisch zeigen die nordwestlichen Bantustämme, deren Wohnsitze sich also zumeist im Gebiete des heutigen Kongostaates befinden, eine größere Annäherung an die „echten afrikanischen Neger“, als an die eigentlichen Kaffervölker.

Was nun den Charakter des Negers anbelangt, so ähnelt er in vielen Punkten — wie John Lubbock von den Wilden überhaupt nachweist — dem des unentwickelten Kindes: „Im allgemeinen verbinden die Wilden den Charakter eines Kindes mit der Kraft und Leidenschaft eines Mannes.“ Dieser Charakter wird durch tiefe Rezeptivität und nur momentan heftig wirkende Spontaneität gekennzeichnet. Schon James Cook meinte: „Es ist nicht auffallend, dass die Sorgen der Naturmenschen rasch verfliegen

und dass ihre Leidenschaften sich plötzlich und gewaltsam äußern. Es ist ihnen nie gelehrt worden, ihre Empfindungen zu verhüllen oder zu unterdrücken, und da sie keine Denkweise haben, die ihnen beständig die Vergangenheit zurückruft und sie die Zukunft ahnen lässt, so werden sie auch durch jeden Wechsel der dahineilenden Stunde berührt und reflektieren die Farbe der Zeit, so oft sie sich auch verändern mag.“

Der Neger ist im ganzen ein sinnlicher Mensch, bei dem die Phantasie überwiegt. Der Grundzug seines Temperamentes ist daher Heiterkeit; er kann aber auch, durch äußerliche, plötzlich auf ihn einwirkende Ursachen leicht in die gegenteilige Stimmung getrieben werden. Der ungezügelter Phantasie des Negers entspringen vor allem seine Putzsucht und Eitelkeit, die sich überall im Umgange kundgeben, sowie seine Neigung zu lärmenden Schaustellungen und Tänzen. In dieser Stimmung ist er imstande, alle Sorgen und Leiden zu vergessen und sich mit seinem harten Lose zu versöhnen.

Äußerlichkeiten, namentlich eitler Prunk, verfehlen nie, auf das Gemüt des Negers einen tiefen Eindruck zu machen. Er legt daher gegenüber einem jeden, der ihm in dieser Richtung zu imponieren versteht, eine große Unterwürfigkeit an den Tag. Andererseits aber verleiten ihn sein Hang zur Prahlerei und sein der persönlichen Eitelkeit entsprungener Stolz gegen Gleich- und Tieferstehende zu dem anmaßendsten Betragen. Jeder Neger glaubt ein Recht darauf zu haben, von anderen sich bedienen zu lassen. Selbst der geringste Bettler nimmt die Dienste des ersten besten Knaben, der ihm begegnet, in Anspruch. Ein Junge, der nur um einen Zoll größer ist als der andere, glaubt diesen schuhriegeln zu dürfen.

Der Neger ist gleich dem Kinde ein Mensch des reinen Augenblicks. Er lebt „in den Tag hinein“ und denkt weder über die Zukunft noch über die Vergangenheit nach. Am liebsten verbringt er den Tag mit Nichtstun, unter Tändeleien und sinnlosem Gespräch oder Gesang mit Seinesgleichen, und nur Hunger und Geschlechtstlust sind stark genug, ihn zu erregen und aus seiner Ruhe zu wecken. Die Urwahrheit: „der Hunger und die Liebe erhalten das Getriebe“ kann bei keiner Rasse in so absolutem Sinne genommen werden wie bei den Negern. Gewiss, selbst

wir modernen Kulturmenschen dürfen uns nicht verhehlen, dass auch unser Tun und Lassen bewusst und noch viel mehr unbewusst von sexuellen Empfindungen stark beeinflusst wird. Aber während unsere — freiwilligen oder erzwungenen — Anstrengungen auf die Bändigung des Animalischen gerichtet sind, wird heute noch bei den meisten Schwarzen die angeborene Tiernatur nur wenig durch moralische, religiöse und rechtliche Schranken eingedämmt, zumal ja auch in normalen Zeiten der Kampf ums Dasein in den Tropen von der freigebigen Natur in viel höherem Maße gemildert wird als je in unseren gemäßigten Zonen.

Die im ganzen geringe geistige Energie des Negers hat eine gewisse natürliche Gutmütigkeit, ja Sanftmut zur Folge. Den Stammesgenossen und Gastfreunden gegenüber zeigt er stets eine offene Hand und ein offenes Herz. Er teilt alles was er hat mit ihm, in der Voraussetzung, dass dieser auch das selbe tun werde. Dieser Leichtsinn und dieser Mangel an wirtschaftlicher Organisation ist für die kulturelle Entwicklung der Schwarzen von größtem Schaden und erhält bei dem Mangel an Energie und Arbeitslust stets neue Nahrung. Alle Missionare haben über diese Eigentümlichkeit des Negers Klage geführt und namentlich in ihr das Haupthindernis einer gründlichen Bekehrung gefunden. Denn solange er nicht durch Gewöhnung an regelmäßige Arbeit und Lust zum Erwerben vor der Not geschützt ist, die als eine unausbleibliche Folge der schlechten Wirtschaft einzutreten pflegt, ist an ein Gewinnen desselben für unsere Kultur nicht zu denken.

Eine Folge dieser sonderbaren Anschauung über Erwerb und Besitz ist es, dass der Neger einen Gegenstand, den er vorzüglich liebt, den Augen seiner Genossen argwöhnisch zu entziehen sucht, damit er ja nicht von ihnen beansprucht werde. Solche Gegenstände werden in der Regel vergraben und mit Argusaugen behütet. Es entwickelt sich so neben der größten Freigebigkeit ein schmutziger, lächerlicher Geiz, der stets nur auf das Täuschen der Genossen bedacht ist.

So gutmütig und freundlich der Neger dem Freunde gegenüber sich zu betragen pflegt, so rücksichtslos und grausam ist sein Betragen gegen den Feind. Wie bei allen Sanguinikern finden aber sein Zorn und seine Wut mit der Zerstörung der Opfer ihr Ende; der Neger pflegt nie in jene empörende Roheit zu verfallen, in

welche sich andere Rassen, wie der Malaye und der Indianer, mit einer Art von Wollust versenken.

Der vorwiegend rezeptiven Grundlage des Gemütes entspricht auch die geistige Begabung des Neger. Im allgemeinen sind alle jene Geistesgaben, bei deren Betätigung es vor allem auf Nachahmung ankommt, beim Neger gut entwickelt, während die Fähigkeiten, die ein selbständiges Denken erfordern, auf einer niederen Stufe stehen. Daher ist der (junge) Neger als Dienstbote, Handlanger, Soldat und in ähnlichen Stellungen, wo er stets angeleitet und überwacht wird, geradezu unübertrefflich. Schwerfällig, hilflos, unfähig erscheint uns ein Bauernjunge, der zum erstenmal in die Stadt kommt oder eine Landpomeranze beim Eintritt in ein bürgerliches Haus. Wie ganz anders benimmt sich dagegen ein Negerjunge, der direkt aus dem „Busch“ in den Dienst des Weißen tritt! Trotzdem die neue Welt für ihn viel fremdartiger ist, benimmt er sich im allgemeinen recht bald äußerst gewandt und geschickt.

Die Beschränktheit des Neger offenbart sich anderseits darin, dass er alles, was über seine Geisteskräfte hinausgeht, was er also nicht im täglichen Leben mit eigenen Augen geschaut hat, unbedingt glaubt. Über das unmittelbar Gesehene durch Schlüsse hinauszugehen und sich über das von anderen Gehörte selbst eine bestimmte Meinung zu bilden, ist nicht des Neger Sache. Daher findet selbst das Unsinnigste und Lächerlichste beim Neger Glauben, und der erste beste Betrüger, der es versteht, seine Phantasie gefangen zu nehmen, vermag ihn zum Spielballe seines Willens zu machen.

Diese an einzelnen Individuen gemachten Erfahrungen werden auch durch die Geschichte der Neger im allgemeinen bestätigt. Seit uralten Zeiten mit höher stehenden Rassen verkehrend, haben die Bewohner Afrikas es da und dort in der sogenannten äußeren Kultur, deren Formen bloße Nachahmung sein können, ziemlich weit gebracht; sie haben sich aber nie zu einer selbständigen höheren Kultur erhoben. In allem, wo es auf die Initiative ankommt, sind sie immer von den entwickelteren Rassen abhängig gewesen. Gleich dem unselbständigen Kinde wurden und werden sie stetsfort von anderen geleitet.

Dem entspricht auch die sehr geringe Erfindungsgabe der Neger, woraus sich — in Verbindung mit der körperlichen und geistigen Passivität — die Unfähigkeit dieser Rasse, fremde Einflüsse dauernd aufzunehmen, umzugestalten und Neues zu produzieren, einigermaßen erklärt. So sehen wir denn, wie bereits betont, dass der Kulturbesitz der afrikanischen Neger fast ausnahmslos nicht in Afrika erfunden, sondern nach Afrika eingeführt worden ist, und dass derart aufoktroyierte Kulturen nicht etwa fortentwickelt werden, sondern verkümmern und verarmen.

Wenn man bedenkt, dass andere Rassen unter den selben oder noch ungünstigeren klimatischen und materiellen Verhältnissen, zum Beispiel die Indianer in Mexiko und in Peru, es zu einer eigenartigen, hochentwickelten Kultur gebracht haben, und dies ohne jedes Zutun der Weißen; dass ferner gelbe Völkstämme, wie die Javaner und vor allem die Japaner unter Beeinflussung und Benutzung der europäischen wirtschaftlichen Kultur ihre eingeborene Kultur ausgebildet haben, so kann man nicht umhin, eine gegenüber anderen Menschenvarietäten viel geringere geistige Beigabung der Negerrasse anzunehmen.

Diese Minderwertigkeit der Negerrasse in geistiger Beziehung zeigt sich auffallend sowohl in der mangelhaften Benutzung der von der Natur dem Menschen zur Verfügung gestellten Schätze, als auch in dem Verhältnisse, welches — wie die Geschichte bestätigt — die Negerrasse stets zu den anderen Rassen eingenommen hat.

Manches in Afrika einheimische zähmbare Tier war der Neger zu zähmen nicht imstande, während dem Weißen dies leicht gelang. Seit den ältesten Zeiten finden wir, wie die ägyptischen und westasiatischen Denkmäler dartun, den Neger als Sklaven im Dienste der helleren Rassen, wodurch sich, stritte nicht dagegen Christentum und Moral, gleichsam ein historisches oder naturgesetzliches Recht der am höchsten entwickelten weißen Rasse auf die Sklaverei des Negers ableiten ließe.

Die Schilderung der hauptsächlichsten Charaktereigenschaften und Sitten der Neger ist dazu angetan, uns begreiflich zu machen, dass selbst kritische und gewissenhafte Männer der Wissenschaft, wie beispielsweise Friedrich Müller¹⁾, das von fast allen denjenigen,

¹⁾ „Allgemeine Ethnographie“. Wien 1868. Seite 125.

die längere Zeit mit Negern zu tun gehabt haben, übereinstimmend ausgesprochene Urteile anerkennen: „der Neger lässt sich zwar abrichten, aber nur sehr selten wirklich erziehen.“

Gegen das Aufstellen derartiger Axiome kann nicht entschieden genug Stellung genommen werden. So wenig wir uns und unsere Volksgenossen mit ein paar Schlagwörtern zu kennzeichnen vermögen, so wenig gelingt uns das in bezug auf die von uns so verschiedenen Schwarzen. Der tolle Lärm bei den nächtlichen Tänzen, die unermüdliche, bisweilen sinnlose Schwätzerei und die nicht selten ganz erstaunliche Gedankenlosigkeit des Negers reichen noch nicht zur Begründung eines gänzlich wegwerfenden Urteils, indem diese Erscheinungen im Grunde nur auf die Art seines Temperamentes und den Grad seiner Unbildung einen Schluss erlauben. Dass überhaupt die meisten der von uns Weißen ausgehenden Urteile über die Neger bewusst oder unbewusst „parteiisch“ sind, liegt auf der Hand.

Sei dem übrigens wie ihm wolle, aus all dem angeführten ergibt sich, dass vorderhand ein endgültiges Urteil über die geistigen und moralischen Werte der Neger schlechterdings nicht abgegeben werden kann. Dass die schwarze Rasse gegenwärtig unter allen anderen steht, scheint kaum bezweifelt werden zu können. Dabei sind wir uns wohl bewusst, dass es immer ein missliches Ding ist, über den Charakter einer Rasse zu urteilen, da man gar zu leicht individuelle Eigenschaften für Rasseneigenschaften hält und vorschnell verallgemeinert. Die Streitfrage geht nur dahin, ob diese Inferiorität eine absolute oder eine relative, mit der Zeit dahinfallende, sei. So wie die Verhältnisse in Mittel- und Südafrika gegenwärtig liegen, kann man vom kultivationswirtschaftlichen (kapitalistischen) Standpunkt aus jedenfalls Siegfried Passarge¹⁾ nur beistimmen, wenn er erklärt: „Das System der Buren war vom realpolitischen Standpunkt aus das einzig richtige. Sie haben die Schwarzen als inferiore Rasse behandelt, haben sie unterdrückt, haben ihnen vor allem Respekt beigebracht, und sind, wo es nötig war, mit rücksichtsloser Energie gegen sie vorgegangen. Dass ihr Auftreten der christlichen Auffassung nicht immer entsprach, kann freilich nicht bezweifelt werden, allein viel schlimmere

¹⁾ „Südafrika, eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde“. Leipzig 1908. Seite 340 f.

Folgen muss das heutige System zeitigen, das die Schwarzen verwöhnt, frech und anmaßend macht. Es liegt mir fern, bei diesen Erörterungen für eine barbarische Behandlung der Schwarzen Propaganda machen zu wollen. In Anbetracht der heutigen Zeitströmung wäre eine solche auch aussichtslos, aber von Interesse ist es doch, sich einmal darüber klar zu werden, wohin unsere Humanitätsbestrebungen notwendigerweise führen müssen.“

Mit zwingender Logik kommt Siegfried Passarge, der die Schwarzen nicht nur in West- und Südafrika, sondern auch in Zentralamerika jahrelang zu studieren Gelegenheit gehabt hatte, zu dem bemerkenswerten Schluss: „Sollte aber jemand in sentimentaler Resignation meinen, die kulturelle Mission der Europäer und Christen sei erfüllt, sobald man die Schwarzen für die christliche Kultur gewonnen habe, dass es also kein so großes Unglück sei, wenn diese die Weißen friedlich oder feindlich hinausdrängen, so wird man auf die Entwicklung der freien Negerreiche hinweisen müssen, die, sich selbst überlassen, völlig versagen. Sind doch die Zustände in Liberia, Haiti und S. Domingo ganz unhaltbar geworden. Ist nicht der ganze wüste Ahnenkult mit Fetischen, Masken, Geheimbünden und Menschenopfern auf der genannten freien westindischen Insel wieder aufgeblüht? Genau so würde es bei den scheinbar für die europäische Zivilisation gewonnenen Schwarzen in Afrika gehen. Auch dort wäre bei der Naturanlage ein Rückfall in die Barbarei unvermeidlich. Das Resultat der Betrachtung ist also, dass nicht nur gegen die Weißen, sondern auch gegen die Schwarzen selbst unsere gutgemeinten Humanitätsbestrebungen ein Unrecht, ja ein Verbrechen sind, geradeso wie allzu große Nachsicht und Schwäche Kindern gegenüber. Respekt müssen die Schüler vor ihren Lehrern haben, Respekt muss der Schwarze vor dem Weißen haben, und wird dieser durch die heutigen Humanitätsbestrebungen noch weiterhin untergraben, so geht Südafrika — ja ganz Afrika — einer schlimmen Zukunft entgegen.“

So weit das Urteil eines der angesehensten derzeitigen Neger- und Afrikakenner Deutschlands. Ebenso schwankend wie das „Charakterbild“ der Neger ist seine physische Klassifizierung. Der Neger, wie noch vor nicht langer Zeit das Lehrbuch erforderte, vereinigte mit einem eirunden Schädel, einer flachen Stirn und

einer Schnauzenform wulstige Lippen, eine breitgequetschte Nase, kurzes gekräuselttes Haar, fälschlich Wolle genannt, schwärzliche oder schwarze Hautfarbe, lange Arme, dünne Ober-, wadenlose Unterschenkel, allzu stark verlängerte Felsenbeine und Plattfüße.

Demgegenüber bemerkt Oscar Peschel¹⁾, dass wohl kein einziger afrikanischer Stamm den vollen Zubehör dieser Hässlichkeit besitze; der „typische Neger“ sei selbst unter Negern eine seltene Spielart. Manche Reisende sprechen sogar von „griechischen Profilen“ und seien betroffen, dass sie unter Negern „nichts von dem sogenannten Negertypus“ wahrnehmen können.

Kultivationswirtschaftlich interessiert uns namentlich die Tatsache, dass der Neger in der Regel stark und muskulös gebaut ist. Was die physische Arbeitsfähigkeit anbelangt, so ist die Negerasse zweifellos im heißen Klima die stärkste. Die Muskulatur der Neger ist merkwürdigerweise in der Regel schwächer als bei normal entwickelten Weißen, wie auch das mittlere Gewicht des Negers beträchtlicher geringer ist als das unsrige. Die Haut ist von dickerer Struktur wie beim Weißen; sie fühlt sich stets sammetartig und kühl an, zeigt keine Behaarung und hat eine eigentümliche, oft widerlich riechende Ausdünstung. Bemerkenswert ist, dass die Haut auf der innern Seite der Hand bedeutend härter und unempfindlicher als beim Weißen zu sein pflegt, von den geradezu lederartigen Fußsohlen gar nicht zu sprechen. Die Farbe der Haut ist dunkel, vom tiefsten Ebenholzschwarz durch Braun bis zum schmutzigen Ledergelb. Das Haar, welches in der Regel nur am Kopfe, seltener am Kinn und noch seltener oberhalb der Lippen zu wachsen pflegt, ist schwarz, kraus und kurz. Wie alt der Neger durchschnittlich wird, ist sehr schwer zu bestimmen, da er selbst nie sein Alter anzugeben imstande ist.

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, dass es durchaus unstatthaft ist, sich die innerafrikanischen Stämme als in paradiesischer Unschuld lebend vorzustellen, oder auch — im Anschluss an Rousseaus Auffassung — anzunehmen, dass gerade die Unkultur diese Primitiven glücklich mache. Dem ist, wie wir genau wissen, nicht so. Der Kampf ums Dasein herrscht überall in der Welt. Überall ist der Schwächere dem Stärkeren untertan; die jeweilige Kulturhöhe aber zeigt sich in der Art, wie dieser an sich

¹⁾ Oscar Peschel, Völkerkunde. Leipzig 1876. S. 497.

berechtigte Kampf geführt wird. Wenn der starke Neger den schwachen, den besiegt auffrisst, so ist seine Kultur gewiss keine hohe, aber wenn einzelne „modern gedildete“ Agenten kongolesischer Kautschukgesellschaften Maßnahmen trafen oder auch nur duldeten, dass ganze Negerdörfer der Kautschukgier zum Opfer fielen, so kann deren Kultur — vom relativen Standpunkt aus — gewiss nicht höher eingeschätzt werden als die der Kannibalen. In Tat und Wahrheit sind wohl die Unterschiede zwischen der vielgerühmten Hochkultur von uns Weißen und der Unkultur der Schwarzen nur sehr relativ, vielleicht nur zeitlich. Was für Beschränktheiten und Grausamkeiten haben unsere christlichen, staatlich organisierten Vorfahren noch vor weniger als dreihundert Jahren, beispielsweise während des Dreißigjährigen Krieges und anlässlich der Aufhebung des Ediktes von Nantes, sich zu schulden kommen lassen! Was hat noch unser so vorgeschrittenes neunzehntes Jahrhundert für dunkle Punkte aufzuweisen: Wie kulturhemmend und kulturfeindlich war in ganz Europa die Reaktion der Zwanziger- und Dreißigerjahre! Wie kulturzerstörend war die Pariser Kommune von 1871! Und waren nicht die Leiter dieser Bewegungen die gebildetsten und gescheitesten Köpfe ihrer Zeit? Wenn wir dies und viele andere Lehren der Weltgeschichte uns vergegenwärtigen, dann reduziert sich unser Kulturbewusstsein. Dann sehen wir ein, dass es Jahrhunderte braucht, um Rassen oder Völker auch nur in bescheidenstem Maße vorwärts zu bringen. Die Hauptsache aber ist, dass uns die Geschichte lehrt, dass es trotz des ewigen Wechsels doch immer vorwärts geht. So werden auch die heute vielfach noch so tief stehenden Neger in den kommenden Jahrhunderten, nachdem die harte Schule des modernen Kapitalismus ihnen ihre Indolenz abgestreift haben und das Erziehungswerk der christlichen Mission allgemein sein wird, so gut ihren Platz an der Sonne finden, wie wir Germanen und Alemannen, deren Vorväter vor zweitausend Jahren ihren Lebenszweck vorwiegend darin sahen, auf einer Bärenhaut herumzuliegen und tüchtig zu trinken und zu spielen. Wer weiß, ob des französischen Capitaine Danrit schreckensvolles Phantasiegemälde „L’Invasion noire“ nicht in kommenden Jahrhunderten zur blutigen Wirklichkeit wird!

ZÜRICH

MAX BÜCHLER

